

Der Traum von Europa und die Wirklichkeit

Erinnerung an eine Konferenz

GYÖRGY DALOS

Meine Damen und Herren,

Die Erinnerung an die Konferenz „Ein Traum von Europa“ verband sich bei mir mit zwei recht unangenehmen Terminkollisionen. Die erste entstand aus fataler Koinzidenz: Am Anfang Dezember 1987 erhielt ich die Einladung zu den 15. Römerberggesprächen deren Thema in einer ahnungsvollen Frageform angegeben wurde: „Dankt das geistige Europa ab?“ Auf der Teilnehmerliste standen Namen wie Melina Mercouri, Gordon Craig, Max Frisch, Günter Grass, Walentin Falin, Christa Wolf und Umberto Eco. Angesichts der noblen Gesellschaft fühlte ich mich geschmeichelt wie ein Laienschauspieler aus der ungarischen Provinz, der plötzlich an der Oscargala in Hollywood teilnehmen durfte und kündigte per Fax meine Teilnahme an. Ich habe nur vergessen, dass mir zu dieser Zeit bereits die Einladung zu der Berliner Konferenz vorlag, deren Projektpapier übrigens auch voller Fragen war wie diese: „Lässt sich die Teilung Europas überwinden? Besteht überhaupt der Wunsch nach Überwindung dieser Teilung? (...) Wie könnte ein Europa aussehen, das sich aus der Zwangsjacke von Jalta befreit hatte?“ Ehrlich gesagt, beschäftigten mich damals diese Fragen viel weniger als die physische Unmöglichkeit, am 26. Mai 1988 und darauffolgend gleichzeitig in Frankfurt und Westberlin anwesend zu sein. Schließlich entschied ich mich für die Berliner Konferenz, und zwar nicht so sehr wegen deren ebenfalls prominenter Besetzung, sondern eher aus Angst durch eine Absage meinen Freund Dieter Esche zu enttäuschen. So entschuldigte ich mich in einem schamroten Brief vor den Römerbergern und fühlte mich dabei wie die zum Körper gewordene Untreue. Aber die zweite noch dramatischere Terminkollision stand noch bevor.

Einige Tage vor der Konferenzeröffnung im Haus der Kulturen der Welt fand in Budapest eine ganz andere Konferenz statt: diejenige der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei, an der der bisherige Generalsekretär János Kádár abgelöst wurde. Obwohl man den Veteran aus Pietätgründen zum Parteivorsitzenden erkoren hatte, lagen keine Zweifel daran, dass damit die mit seinem Namen verbundene Ära zu Ende ging. Offensichtlich war auch der Journalist Paul Lendvai hiervon beeindruckt, als er mich telefonisch darum bat, eiligst nach Wien zu kommen und an der Abendsendung des Club Zwei unter dem schelmischen Titel „Es muss nicht immer Kádár sein“ das historische Ereignis mit zu kommentieren. Die Sendung sollte am Donnerstag, 26. Mai 1988 um 22.05 Uhr beginnen, während mein Auftritt im Haus der Kulturen der Welt für den darauffolgenden Tag, 27. Mai 15.00 Uhr anberaumt worden war. So kurzfristig wollte ich nicht reisen, aber hier mischten sich mehrere ungarische Teilnehmer der Traumkonferenz ein: György Konrád, Miklós Haraszti, Ágnes Heller und Ferenc Fehér waren der Meinung, dass jemand in Wien unbedingt die Ansichten der damals noch illegalen demokratischen Opposition vertreten müsse.

So flog ich über München nach Wien, verteidigte dort im Gespräch, an dem noch die Repräsentanten des offiziellen Ungarns beteiligt waren, die Zulassung des Mehrparteiensystems und trat am nächsten Morgen den Rückweg an. Dann ereilte mich bei dem Umsteigen in München das Schicksal in der Gestalt einer Flugsicherung: Mehr als zwanzig Flüge wurde gestrichen, unter ihnen zwei nach Tegel. So hatte ich eine vierstündige Verspätung und erreichte das Haus mit Mühe und Not um halb vier Nachmittags – mein Podium war gelaufen. Der Freund Esche, der in meinen Reiseplan nicht eingeweiht wurde, warf auf mich einen Blick zwischen Bewunderung und Zorn, wie dies nur die größten Übeltäter verdienen. Mein Beitrag wurde auf den Sonntag vertagt und nach der Rückkehr aus Berlin begann ich einen exakten Terminkalender zu führen.

Dennoch möchte ich ungerne als notorisch unzuverlässiger Osteuropäer dastehen, indem ich den objektiven Hintergrund meiner damaligen Fehlleistungen schildere. Mitschuld an diesen trug meine außergewöhnliche Situation. Als ich im Mai 1987 das Donauschiff nach Wien bestieg, um der süßen Heimat vorläufig Abschied zu winken, besaß ich eine einjährige Aufenthaltsgenehmigung der ungarischen Behörden als Arbeitnehmer, der Teil seines Gehalts über die ungarische Nationalbank in Westwährung nach Hause schicken sollte. Zu diesem Zweck besorgten mir Wiener Freunde eine fiktive Arbeitseinladung. Für die österreichischen Behörden galt ich wiederum als unversicherter Tourist und war verpflichtet mein Aufenthaltserlaubnis regelmäßig bei der nicht besonders freundlichen Fremdenpolizei zu verlängern. Wieder mit Freundeshilfe mietete ich mir eine winzige, aber billige Wohnung in einem Gemeindehaus der Stadt Wien, was mir als Touristen eigentlich nicht zustand, weswegen ich dort unangemeldet wohnte. Meine beiden Geldinstitute in Österreich und Deutschland gewährten mir keine Kreditkarte sondern nur je ein Checkheft, wobei auf jedem deutschen Check ein Stempel mit der stilistisch zweifelhaften Bezeichnung „Gebietsfremder“ stand – in Österreich dagegen galt ich lediglich als „Devisenausländer“ So begann mein wildes Leben in der freien Welt.

Wieso musste ich aber damals Reise zu „Traum von Europa“ über München antreten? Schließlich gab es einen viel kürzeren Weg nach Berlin über Schönefeld – Austria Airlines und der selige Interflug landete dort und die Flüge waren relativ preiswert. Allerdings hatte ich mir bereits seit Jahren aufgrund meiner Kontakte zur ostdeutschen Dissidentenszene ein absolutes „DDR-Verbot“ eingehandelt und durfte weder mit Flugzeug noch per Bahn oder Auto die DDR-Grenze passieren - selbst die Genüsse des Interzonenverkehrs blieben mir verwehrt. Eine Besserung dieser Situation war mir vorstellbar nicht anders als durch die „Überwindung der Jaltaordnung“ wie sie György Konrád bereits 1982 bei der Gründungsversammlung der Gruppe Ost-West-Dialog gefordert hatte und die auch in Arbeitspapieren der Konferenz thematisiert wurde. Selbst der Titel der Veranstaltung im Haus der Kulturen der Welt entlehnte auf Konráds Aufsatz aus der legendären Kursbuchnummer vom Herbst 1985 „Mein Traum von Europa“ mit Autoren, wie Vaclav Havel, Kazimierz Brandys, Richard Wagner oder János Kis.

Zur Vorgeschichte der Westberliner Konferenz gehörte ein einmaliges Phänomen: Die gemeinsame Reflexion über eine kontinentale Perspektive. Von westlicher Seite beteiligten sich an diesem Prozess vor allem nicht etablierten Gruppen und kleine Zeitschriften wie Osteuropa-Info in Berlin, Gegenstimmen in Wien, Cahiers de l'est in Paris sowie britische Friedenszirkel. Sie waren die Partner der polnischen „Wolnosc i pokoj“, der Charta 77, der Initiative für Frieden und Menschenrechte und des Budapester Zirkels um die Samisdatzeitschrift „Beszélő“. Außer des ununterbrochenen Dialogs halfen sie auch bei der Ausbau der Infrastruktur der Bürgerrechtsbewegungen – durch illegale Schmuggel von Drucktechnik oder Herstellung der Kontakte zwischen den isolierten, einzelnen osteuropäischen Gruppen. Eine herausragende Persönlichkeit der Grünen Partei Petra Kelly schreckte nicht einmal davon ab bei seinen Ostvisiten oder Treffen mit den dortigen Parteigrößen parallel auch Oppositionellen aufzusuchen. Im April 1988 erwirkte sie eine Bundestagananhörung in Bonn über das von dem Diktator Nicolae Ceausescu geplante Dorfzerstörungsprojekt. Solche Gesten waren besonders wichtig, wenn man die Berührungspunkte der großen Parteien gegenüber dem nichtoffiziellen Osteuropa in Betracht zieht. Die westlichen Realpolitiker hielten selbst in den späten achtziger Jahren an den exklusiven Beziehungen zu den Machthabern fest. Die potentiellen Gesprächspartner in den Dissidentenküchen betrachteten sie bestenfalls als wohlwollende Spinner, ja, eben Schriftsteller, Künstlerseelen mit überschäumender Phantasie.

Wichtiger als die technische Hilfe und moralische Solidarität war jedoch das Gespräch selbst, in dem allmählich die Konturen eines geistigen Europas sichtbar wurden und den Beteiligten

das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Traditionsgemeinschaft jenseits der Blockgrenzen vermittelte. Je eindeutiger nämlich die Krisenzeichen in den einzelnen Mitgliedstaaten des Warschauer Vertrags hervortraten, desto zwingender wurde der Wunsch selbst die nahe Zukunft im Rahmen eines europäischen Projekts zu suchen. Eine besondere Rolle kam in dieser Hinsicht der Überwindung der Grenzen zunächst durch Reisefreiheit zu. Bezeichnenderweise kamen untern den ostmitteleuropäischen Gästen der Konferenz nur die Polen und die Ungarn mit einem legalen Reisepass an. Die Literatur der UdSSR, der CSSR, Rumänien und Bulgarien wurde durch Exilautoren wie Lew Kopelew oder Jiri Grusa vertreten, die DDR durch den ausgebürgerten Jürgen Fuchs. Ohnehin wirkte der Genius loci – in kaum drei Bushaltestellen von dem Standort des Europäischen Traums konfrontierte sich der Besucher mit der brutalen Wirklichkeit – die best behütete Staatsgrenze des Kontinents. Kaum ein Jahr zuvor stand dort Ronald Reagan und forderte Gorbatschow auf: „Herr Präsident, schaffen Sie diese Mauer ab“.

Während einer internen Sitzung im Literaturhaus schlug nun Konrád ähnliches vor. Man sollte, sagte er, Gorbatschow die Frage stellen, für wie viel Geld er bereit sei die Grenze mitten in der Stadt wegzuräumen. Fast alle Anwesenden schüttelten daraufhin nur den Kopf – ich blieb auch skeptisch. Selbst die Überwindung der abstrakten Jalta-Ordnung erschien mit wahrscheinlicher als die Aufgabe der konkreten Mauer. Dabei lebten wir in jenen warmen Frühsommertagen bereits in einer neuen geschichtlichen Phase. Die radikalen Geschehnisse in der Sowjetunion beschleunigten die Entwicklung in Polen und Ungarn, wo selbst die Führungsriege die Aussichtslosigkeit ihrer Alleinherrschaft nach und nach einsah. Aber das uns kaum anderthalb Jahre von der Maueröffnung, vierzehn Monaten von den freien Wahlen in Polen und dreieinhalb Jahre von der Auflösung der UdSSR trennen – daran dachten wir nicht einmal im Traum, ja, nicht einmal in unserem europäischen Traum.

Sechszwanzig Jahre später, an einem lauwarmen Märzabend gab ich meine langjährige Fernsehastinenz vorübergehend auf und schaute mir gleich beim Programmbeginn das Heute-Journal an. Ich wollte die Bilder aus der Ukraine bekommen, aber zu meinem Ärger dominierte den ersten Nachrichtenblock die Affäre um Uli Hoeneß. Zweifelsohne war die Frage, ob der Topmanager seine Strafe voll absitzen oder aufgrund seines großzügigen Steuereingeständnisses nur bedingt abbüssen sollte, von keiner geringer moralischen Bedeutung. Mich aber beschäftigte eher das als zweitrangig eingestufte Thema Ukraine: Schließlich ging es darum, dass ein Staat mit bewaffneten Kräften auf dem Territorium eines anderen Staates erschien und Bezug nehmend auf die dortigen internen Konflikte ein Gebiet von sechszwanzigtausend Quadratkilometern mit Zweimillionen Einwohnern unter seiner Ägide brachte. Die Bilder, die in allen deutschen Medien konsequent auf der zweiten Stelle auf die langatmigen Interviews zur Frage der Steuerhinterziehung folgten – die technische Ausrüstung und die gespenstische Uniformen - machten jeden ehrlichen Osteuropäer älteren Jahrgangs wetterföhlig.

Dabei handelte es sich – so war jedenfalls meine Sicht am Anfang des Konflikts - um einen Familienstreit: Die ukrainische Kultur ist von der russischen durchdrungen – Gogol, Tschechow, Bulgakow sind nur die wichtigsten Namen, welche diese Wechselwirkung belegen. Fast jeder Ukrainer spricht russisch und gemeinsam für die beiden Völker war und ist die erlebte und erlittene sowjetische Tradition. So posteten ängstliche Blogger in diesen Tagen auf der beider Seite der unsicher gewordenen Grenze dasselbe Lied auf das Bildschirm: „Meinst du, die Russen wollen Krieg?/ Befrag die Stille, die da schwieg/ im weiten Feld, im Pappelhain./ Befrag die Birken an dem Rain./ Dort, wo er liegt in seinem Grab,/ den russischen Soldaten frag!“

Diesen auf den Text von Jewgenij Jewtuschenko, eines Lyrikers mit ukrainischen Wurzeln, komponierten Weltschlager habe ich als Student der Moskauer Universität am Vorabend der

Kubakrise im Herbst 1962 zum ersten Mal gehört. Auf dem weichen Timbre des russisch-ukrainischen Sängers Mark Bernes klang er völlig pazifistisch, wiedergab persönliche Gefühle von Millionen Sowjetbürgern und trug gleichzeitig dem positiven Image der UdSSR maßgeblich bei. Hierzu gehörte aber auch die Tatsache, dass die sowjetische Supermacht damals bereit war um den gebrechlichen Frieden zu retten ihre Raketen aus der Karibik abzuziehen - ein Zeichen der reinen Vernunft.

Die Altersschwäche derselben Supermacht erlaubte in den späten achtziger Jahren die Wiedergewinnung der vollständigen Souveränität und europäische Orientierung ihrer Anrainerstaaten. Allerdings bedeutete diese historische Errungenschaft keine automatische Integration in die EG und später EU. Allein das Klopfen an deren Tür dauerte für die ehemaligen Mitgliedstaaten des Warschauer Vertrags und der baltischen Republiken vierzehn, bzw. siebzehn Jahre – Jahre enormer Anstrengungen und Opfern seitens der Bevölkerung. Selbst nach der abgeschlossenen Ost- und Süderweiterung liefen die Uhren ungleich, wie übrigens in der gesamten Union: Niederlande und Portugal, Schweden und Griechenland waren und blieben nicht nur verschiedene Länder, sondern auch verschiedene Welten. Nicht zuletzt die Weltfinanzkrise 2009 zeigte die strukturellen Mängel des Brüsseler Konzepts auf – globale Vorgaben und lokal gewählte Regierungen, gleich klingende Prinzipien und ungleiche Entwicklung.

Außerdem betraf die Abschaffung der Jalta-Ordnung, die Kernidee der Konferenz vom Mai 1945, eine Reihe von Nationen, deren Schicksal im Februar 1945 von Stalin, Churchill und Roosevelt unerörtert blieb, in keiner Weise. Die meisten - unter ihnen Moldawien, Armenien, Georgien, Belarus und eben die Ukraine – konnten sich zu der Zeit nicht einmal im Traum das Leben außerhalb ihres festgefügteten Staates, geschweige denn eine stärkere Bindung an Europa vorstellen. Auch nicht alle von ihnen stehen auf der Kandidatenliste der EU, aber in jedem dieser Länder bleibt Europa für große Teile der Öffentlichkeit die Realutopie, die einen Rahmen ihrer Sehnsüchte nach mehr Freiheit, Demokratie und Wohlstand bildet. Inzwischen hat sich jedoch Russland von dem Zerfall des von ihm dominierten Imperiums erholt und möchte durch Aktionen wie auf der Krim mit einer Klappe zwei Fliegen treffen: Entlang ihrer Grenzen eine cordon sanitaire aus abhängigen Staaten zu errichten und tiefe sozialen Spannungen im eigenen Lande durch einen künstlichen patriotischen Aufbruch einzudämmen – alte Kamele der Großmachtspolitik. Vieles in diesem Vorhaben ist ein reiner Bluff, denn die Restaurierung der früheren Einflusszone, inklusive Schaffung neuer Grenzen haben auch ihre natürliche Grenzen: Weder in der Ukraine noch anderswo kann Russland eine ökonomische, geschweige denn politische Stabilität garantieren. Vielmehr sind wir Zeugen einer Dynamik, welche von dem Willen der Auslöser allmählich unabhängig wird, die Zerstörung der Ukraine und lang anhaltenden Unfrieden für Europa mit sich trägt.

Auffällig in dieser Situation ist die Unschlüssigkeit der westlichen Welt. Offenbar sieht sich die EU ausserstande der Ukraine und anderen westlich orientierten Ländern Ost- und Südeuropas ein reales Angebot der Integration zu machen. Daher beschränkt sich ihre Antwort auf vorsichtig dosierte Sanktionen, aufgeregte Telefonanrufe und rhetorische Proteste. Die Politiker sind selbst innerhalb ihrer Regierungen uneinig und befinden sich am Ende ihres Lateins. Wenn es aber so ist, dann bitte, keine Illusionen! Dann bitte, auch die Öffentlichkeit auf harte, lang anhaltende Arbeit vorzubereiten. Ehrlich gesagt, ich bin pessimistisch. Es ist sogar möglich, dass der Traum von Europa neu geträumt werden müsste. Am Ende des Tunnels gäbe es vielleicht dann einen ukrainischen oder russischen György Konrád, der die ebenso naive wie freche Frage stellen würde: „Herr Putin, für wie viel Geld wären Sie bereit die neu errichtete Mauer zwischen Ost und West abzubauen?“